



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knies, Richard: Franz Weilers Martyrium : die Tragödie eines Kindes. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

armendes Volk zu erziehen, ihm den Weg zu weisen zu tiefem, reichem Leben — nicht nur in der Stadt, auch auf dem Lande, im Westen wie im Osten.

Am Waldestrande lagerte eine Jungenschar, wandermüde. Zwei junge Männer, die Führer, lagen auf ihren Mänteln, nach deutscher Weise in ernstes Gespräch vertieft: Vaterland, Politik, Gott, Heimat, Familie —, deutsche Männer wissen klug zu reden. Da geschah eine Unruhe unter den Jungen. Einige waren ausgeruht und begannen mit ihren Stöcken nach einer Flasche zu werfen. Da springt einer der Führer auf: „Halt, unser Volk langweilt sich, komm, wir müssen ein Spiel machen!“

Das ist die Sache: nicht Kongresse, Dispute, Doktorarbeiten erziehen unser junges Volk, sondern die Tat pflichttreuer Liebe.



Franz Weilers Martyrium

Die Tragödie eines Kindes

Von Richard Knies

II.

Franz und sein Vater sitzen am Küchentisch. Die Mutter stellt zwei Tassen, Kaffee- und Milchkanne darauf, legt einen runden Laib Schwarzbrot dazu und ein Messer.

„Na, trinkt Die heut kein Kaffee?“ fragt Weiler.

Die Frau steht ihren Mann mit forschenden Augen an. Wenn er sie mit „Die“ anredet, ist ihm eine Laus über die Leber gelaufen. Was mag er haben? Es fällt ihr nichts ein, womit sie ihn beleidigt haben könnte.

„Ich hab' mit den annern drei Buwe schon getrunke. Die waren schon um drei Uhr aus der Schul' daheim. Da haww ich gleich Kaffee mit en getrunke un hab se fortgeschickt zum Jud, en Sack voll Kleie hole!“

Franz hat unterdessen Kaffee eingeschenkt.

Weiler schneidet zwei Stücke Brot vom Laib, hält das zulezt abgeschchnittene auf der linken Hand, stößt mit der rechten den Messerstiel auf den Tisch und herrscht seine Frau an:

„Na, und . . .??“

„Ja so,“ sagt diese, nimmt vom Küchenschrank ein Schüsselchen mit Latweg und schiebt es Weilern hin.

„Na, gib't's kein Butter?“ fragt er, und dabei liegt ein Ton in seiner Stimme wie bei einem unzufrieden knurrenden Hund.

„Ja, liewer Mann, die is auf einmal ganz entseßlich teuer geworde un kost jezt en ganz Mark pro Pfund. Da muß sich unferains halt en bißje einschränke.“

„Mit de Zinse von den versprochenen zwanzigtausend Mark könnt mer viel Butter krieje!“

Die Frau sagt gequält:

„Doh, Mann, jezt kuzonierste mich schon fuffzehn Jahr damit. Geb doch endlich mal Ruh! Wann die zwei alte Leut' mal net mehr da sind, kriegste's ja doch!“

„Die machen awwer noch keine Anstalte, als ob se de Welt abscheh sage wollten!“

Die Frau steht mit vorgebeugtem Kopfe und starrt, als ob sie nicht recht verstanden hätte. Aber dann überrinnt ein dunkles Rot der Empörung ihr Gesicht und weicht wieder und nimmt alle Farbe mit fort.

In ihrer Erregung faßt sie das Schüsselchen mit Latweg und schleudert es neben dem Manne auf den Fußboden. Alsdann verläßt sie die Küche.

Franz sitzt zitternd vor seiner Tasse. In seinem Hirn wirren die Gedanken; aber aus dem Durcheinander der Angstgefühle steigt klar und inbrünstig der sehnüchtige Wunsch: Wenn der Vater und die Mutter nur endlich einmal lieb zu einander wären. So, wie Eginhard und Emma es waren.

Als das Kind seine Tasse zurückschiebt, fragt sein Vater:

„Na, ist du nix mehr?“

„Babba, Hunger haww ich jezt kein mehr!“

Franz steht auf, stellt seine Tasse auf den Wasserstein, nimmt den Kohlenlöffel vom Herde und will den auf dem Boden liegenden Latweg ausschöpfen. Aber der Vater hält ihn ab:

„Das bleibt liege. Räum emal de Tisch ab, mach die Platt saumer un hol mer die Aufsatzhefte un die rot Dinte! Nachher schreibschte dein Aufsatz un gehschit grafe. Später legen mer noch e Land Erbsje.“

Währenddem Franz den Tisch in Ordnung bringt und die gewünschten Sachen herbeiholt, starrt Weiler halb nachdenklich, halb gleichgültig, die Arme über der Brust verschränkt, durchs Küchenfenster ins Blaue. Plötzlich fährt er auf, seufzt: „Dajachsch!“, entschnürt den Paß Aufsatzhefte und macht sich ans Korrigieren.

Franz holt sich ein Schemelstühlchen, stellt es vor die Wasserbank, die er als Schreibtisch benutzt, und girpft mit dem Griffel eifrig auf der Schiefertafel.

Die Kaze, die in der warmen Herbede behaglich geschlafen hat, wird von einer ihr auf der Nase krabbelnden Mücke geweckt. Wieze nießt, klafft das Maul weit auseinander zum Gähnen, steht auf, macht einen riesigen Buckel, stellt die Vorderpfoten voraus, streckt sich und geht mit sammtnen Schritten auf Franz zu. Mit einem Sage ist sie auf der Wasserbank, setzt sich neben Franzens Tafel, ihren Schwanz um die zierlichen Vorderpfoten ringelnd. Sie schaut dem

emfig schreibenden Buben zu. Nach einer Weile pfötelt sie fachte an die Griffelspitze.

„Net, Minzje, fonscht gibts Krinweskravwes statt Buchstame!“

Aber Mieke möchte mit der Griffelspitze spielen. Da packt Franz sie beim Pelz im Genick und setzt sie auf seinen Schoß.

Dann schreibt er wieder von Eginhardt und Emma und denkt, der Vater wäre wohl, wenn er Eginhardt gewesen wäre, da oben in den Wäldern am Main nicht mehr lieb zu Emma gewesen. Denn nach ihrer Verstoßung vom kaiserlichen Vater war ja doch Emma nicht mehr reich und hatte auch keine zwanzigtausend Mark.

Das Kind schielt hinüber nach dem Vater. Ein böses Leuchten ist in diesen Kinderaugen. Der Bub hat aus dem kindlichen Gerechtigkeitsgefühl heraus eine instinktive Abneigung gegen den Vater. Denn er fühlt, daß der Vater an der Mutter Unrecht tut. Und der Vater fühlt wieder, daß der Kleine ihn richtig beurteilt. Darum ist ein immerwährender, aber schlafender Haß gegen sein Kind in ihm. Doch auch der schlafende Haß wirkt schon. Wenn der Sohn selbst einmal ein Mann ist, wird dieser Haß furchtbar erwachen und sich in der Sohnesseele einen gleichstarken aufrufen. Denn Haß sucht Haß in dem, gegen den er sich richtet, wie Liebe die Liebe ersehnt.

Franzens Abneigung gegen den Vater wird noch verstärkt durch den Umstand, daß er auch der zärtlichen Mutterliebe entbehrt. Er weiß, daß auch daran der Vater schuld ist.

Die Mutter leidet unter der Brutalität der ihr vom Gatten zuteil werdenden seelischen Behandlung und ist darum mürrisch auch gegen die eigenen Kinder. Sie können ihr das Glück nicht ersetzen, das sie vom Manne vergebens erwartet. Das Muttersein ist ihr ein Zwang und keine heilige Freude. Sie gibt ihren Kindern keine Zärtlichkeit, und Franz mit der zarten Seele vermisst sie im Gegensatz zu seinen schon gröber besaiteten Geschwistern am meisten und empfindet die Entbehrung als eine, das kindliche Herz allzu sehr verwundende Sehnsucht. Oh, und daß er so selten seinen Vornamen von den Eltern zu hören bekommt! Geschweige denn einen Rosenamen! Die Mutter herrscht ihn meist mit „Du“ an. Das liebste Wort, das aus des Vaters Munde kommt, ist: „Großer“. Aber dann ist er noch gut gelaunt. „Bandit“ ist auch noch zum Anhören, aber „Hund“ — das tut weh . . .

Warum wohl den anderen Kindern die Uneinigkeit der Eltern nicht so schwer lastend in die Seele fällt? Warum liebt man nur von seinen Augen ab, daß er manchmal den Vater, manchmal die Mutter nicht leiden kann? Franz möchte alles in tiefster Seele verbergen und nach außen nicht merken lassen, was in ihm vorgeht. Und er weiß nicht, daß das über kindliche Kräfte geht. . .

Als er seine Arbeit beendet hat, zeigt er sie seinem Vater:

„Guck emal, is es gut?“

Weiler steht flüchtig über die Tafel und sagt:

„Ja, mach, daß de jetzt grase gehst! Un bleib mer net zu lang!“

Lehrer auf dem Lande sind oft halbe Bauern, sie halten reichlich Nutzvieh. Auch Weiler. In den Ställen hinterm Hause hat er zwei Schweine, zwei Geißen, etliche zwanzig Kaninchen und an die fünfzig Hühner mit vier Gockeln. Für das Federvieh muß das Futter allerdings gekauft werden. Aber das Geschäft rentiert sich; denn zuweilen gehen die Eierpreise enorm in die Höhe, und in der nahen Stadt Worms sind frische Landeier gesucht. Ebenso erfordern die Schweine einen Zuschuß für Kleien und Kartoffeln. Für die Ziegen muß Franz, der Älteste, das Futter suchen. Man nennt das: Grasen gehn. Alltäglich sichelt er sich an Rainen, Feldwegen, Ödungen und in den Wingerten eine Last zusammen. Was nicht für die täglichen Imse verbraucht wird, trocknet man zu Winterheu.

Franz räumt sein Schulzeug beiseite, wechselt die bessere Schuljacke mit einem grobleinenen Kittel und geht in den Hof. Aus dem Schuppen holt er ein großes, viereckiges, sackleinenes Tuch, das an den Ecken mit Stricken zum Schnüren versehen ist, wickelt Sichel und Beßstein hinein und macht sich auf den Weg, hinauf auf den Kirschberg. Dort sind die Wingerte. Es wuchert jetzt noch viel Härdärm darin. Der Vater sagt: richtig heißt die Pflanze „Hühnerdarm“. Die Geißen fressen das gern.

Der Bub breitet auf dem Wege vor einem Weinberg sein Tuch aus und macht sich an die Arbeit. Zeile um Zeile geht er ab, sammelt einen Arm voll Futter und häuft es auf das Tuch.

In der Nähe steht eine unterkellerte Feldscheune. Dort beladen zwei Bauersleute einen Wagen mit Dickwurz, die sie im Keller überwintert haben. Der eine sagt zum anderen:

„Is do unne net dem Schullähre Weiler sein Klaane?“

Der Angeredete beschattet mit der schwieligen, schwarzrissigen Hand die Augen und bestätigt:

„Jo, des is er!“

„'s is en aarme Kerl!“

„Mer sellt net maane, daß des Kind schon so gedriekt sei könnt, weil die Alde sich inwers Kreiz fin!“

„Der is weit vor. Zu weit for sei Über. Guß em nor in die Augen.“
Sie mögen den Zwölfjährigen gern und haben Mitleid mit ihm.

„Franz! Kumm emol her, Bu!“

Franz folgt der Aufforderung.

„Sun Tag beisamme!“

„Dag, Knääch! Na, duschte grase?“

„Ei ja, unser Heu is all. 's is nemehr de Wert drum, neues ze kaufe. Jetzt gibts ja bal wieder Futter im Zwerfluß. Borläufig muß mer sich helpe, so gut's geht,“ entgegnet Franz in dem den Lehrerskindern auf dem Lande

eigenen Gemisch, das ganz ihrem die Mitte zwischen grober Bäurichkeit und ungelentker Höflichkeit haltenden Benehmen entspricht.

Die Bauern werfen dem Kinde vier Dickwurz hin:

„Da, Franz, stopps dezu, daß de dei Last bal beisamme hoßt!“

Franz packt die Rüben bei den Schwänzen, je zwei in eine Hand:

„Ich dank euch auch schön, un wann ich euch mal was dun kann . . .“

Er weiß selbst nicht, welchen Gegendienst er den Bauern erweisen könnte. Aber man bedankt sich eben auf dem Lande in der Weise, daß man eine Gegenleistung in Aussicht stellt.

„Sojo!“ geben die Bauern zurück und schaffen weiter.

Franz schleppt die Rüben eine Wingerszeile hinunter, packt sie zwischen sein Futter, hackt die Sichel ein, schnürt das Tuch zusammen, hebt die Last auf den Kopf, die weitausladende mit beiden Händen im Gleichgewicht haltend, und macht sich auf den Heimweg.

Schon von weitem sieht er seinen Vater im Hausgarten, denn hinter des Lehrers Anwesen breitet sich das weite Feld. Der Garten liegt fünfzehn Treppenstufen höher als der Hof. Seine Bodenmasse wird durch eine starke Mauer gehalten, auf deren niedriger Brüstung noch ein Zaun aus weitmaschigem Drahtgeflecht befestigt ist.

Jetzt sieht Franz, wie sich der Vater zu seinen Lieblingen niederbeugt, zu den Tulpen, die das in der Mitte des rechtwinkligen Gartens sich wölbende Blumenrondell gelb-rot-weiß-leuchtend sprenkeln.

Franz beeilt sich, heimzukommen. Er soll ja dem Vater noch helfen. Heute soll er nicht mehr böse und ärgerlich über ihn werden. Vielleicht ist er dann auch einmal so lieb und gut zu ihm, wie es eben die Bauerleute waren.

Aus einem Beete reißt nun der Lehrer die welken Strünke von Wintergemüse, klopft sie wider den Spaten, damit der an den Wurzeln haftende Boden abfalle. Dann wirft er die Dorschen auf den von weißen Kalksteinen eingefassten, mit grauschwarzen Schlacken bedeckten Weg.

Gerade als er den letzten Krautstrunk ausreißt, kommt Franz mit seiner Futterlast zum Tore herein. Weiler sticht in den Boden, nimmt einen Spaten voll heraus und läßt ihn prüfend durch die Hand rinnen. Er ist magerkörnig. Gemüse mergelt den Boden aus; Erbsen tun es ebenfalls. Also ist es gut, wenn man düngt.

Er sieht, wie der Bub seine Last abwirft, die Sichel aus dem Grase reißt und in kurzgezücktem Hieb mit der Spitze in die Stalltür hackt, und ruft ihm zu:

„Franz, Franz, bring mer amal e paar Korb voll Mist erauf! Aber gut verfaulte unte eraus!“

Franz steht und horcht. Sein Gesicht strahlt. Ein wunderbares Leuchten geht aus den melancholischen Augen. So lacht der Himmel nicht, wenn nach wochenlanger Herbstbewölkung die Sonne hervorbricht. So strahlt nur eine

Menschenseele, wenn in die Schlucht des Leids, darin sie schauert, ein morgenrotes Glück auf sie niederschwebt.

Warum ist Franz so glücklich?

Sein Vater hat ihn beim Vornamen gerufen. Endlich, endlich wieder einmal! Wann war's zum letztenmal? Darauf besinnt man sich nicht, so lange ist es schon her!

Darum steht Franz in stillem Glück, als des Vaters Stimme seinen Namen aus dem Garten trägt. Darum springt er zu seiner Mutter, die eben mit einem Arm voll Kleidern zum Ausklopfen und Ausbürsten aus der Haustür in den Hof tritt, und ruft voller Freude:

„Mama, eben hat de Babba ja Franz zu mir gesagt!“

In die Mutter zieht ein Widerschein von dem Sonnenglanz. Die Fältchen um ihren Mund, die ihrem Gesicht einen verbissenen Zug geben, glätten sich ein wenig, und sie sagt freundlich:

„Jetzt guck mal da, wie froh der Bub is, weil sein Vater ‚Franz‘ gerufe hat.“

Sie denkt nichts weiter dabei, sonst wäre ihr diese Erkenntnis zugleich eine Selbstanklage.

Aber das Kindesherz schluchzt vor Glück. Nun hat die Mutter gar noch „Bub“ gesagt! Das ist ein so liebes weiches Wort, in dessen Klang eine tröstliche Melodie fließt, in dem ganz kleinen Wörtchen: Bub!

Da ruft der Vater wieder von oben:

„Franz, hör'schte!? Du soll'scht mir Mist bringe.“

„Ja, Vater, ja gleich!“ antwortet Franz, schwingt seine Last über sich und trägt sie mit stemmenden Armen in eine kühle Ecke des Schuppens. Dort breitet er das Futter auseinander, damit es nicht heiß wird und stückig schmeckt, denn die Geißeln sind im Fressen ein empfindliches, heiliges Viehzeug.

Dann wühlt er unter den Gartengeräten eine Mistgabel hervor, spießt einen halbhohen, unten konisch zugeflochtenen, zweihenkeligen Korb daran auf, schleudert ihn fröhlich hinunter in die nur halb gefüllte Dunggrube, und er selbst springt nach.

„Also gut verfaulte Mist,“ murmelt er vor sich hin, deckt die oberste, von der Sonne ausgedörrte Schicht hinweg und gabelt den tiefer unten sitzenden, zusammengepreßten, feuchten schwarzen Dung, der hie und da von silbrigem Schimmel überzogen ist, aufhäufend in den Korb. Nachdem er bis zum Rande gefüllt ist, schwingt er ihn auf die fußhoch über die Hofebene ragende Mauerbrüstung der Grube, klettert hinauf, nimmt den Korb auf die linke Achsel, den Arm wie eine Stütze in die Hüfte stemmend, und trägt ihn die Treppe hinauf in den Garten.

Auf dem Beete deutet der Vater ihm mit der Schippe auf den Boden und sagt:

„Dahin!“

Franz läßt den Korb umgestülpt zur Erde fallen.

„Wieviel kommen dann drauf?“

„Bier sin genug! Mons, eil dich e Bijje un hol noch drei. Ich tu den aweil spreite.“

„Wart, ich hol dir e Gammel, Vater!“

„Laß nur, ich nehm die Schipp!“

Er sticht einen Spaten Mist auf und streut ihn in schüttelnder Bewegung auseinander.

Der Bub geht wieder hinunter in den Hof. Schon auf der Treppe hört er die ärgerliche Stimme der Mutter, und es legt sich ein Schatten in seine Freude.

Die Mutter schimpft, weil der Vater bei schmutzigem Wetter die Hosen nicht besser aufkrempelt und sie bis hoch hinauf bespritzt.

„Was liegt dem dran. Ich bin ja gut für sei Dienstmagd. Für was anners hat der mich ja doch net geheirat. Widerwärtiger, ekkiger Kerl der!“

Ein Zorn springt in das Kind. Sie schimpft den Vater. Mit einem Male läßt es unbewußt von der für sein Alter erstaunlichen, kühl abwägenden Beobachtung, die das größere Unrecht auf seiten des Vaters erkennt. Des Vaters Wohlthat liegt noch zu nahe. Sie deckt alles Vergangene zu. Die Dankbarkeit quillt in Franz. Er wird es dem Vater sagen, was die Mutter geschimpft hat.

Als er den zweiten Korb mit Mist oben hat, zögert er doch und schweigt. Auch beim dritten. Denn hat die Mutter nicht auch „Bub“ zu ihm gesagt? Aber sie hätte es sicher nicht getan, wenn nicht der Vater zuvor „Franz“ gerufen hätte.

Immer wieder quirlen bei diesen Erwägungen Zweifel in ihm auf. Aber sie steigen nicht so hoch, um seine Erkenntnis zu klären. Die übervolle Kindesseele muß sich öffnen, muß die Wucht ihrer Gefühle ausströmen, denn diese ist zu groß, um den Knaben zur Einsicht gelangen zu lassen, daß Schweigen hier das beste wäre.

Als Franz zum viertenmal hinauf in den Garten kommt und den im goldenen Licht der scheidenden Sonne still und emsig schaffenden Mann sieht, für den er eine große Dankbarkeit wegen einer kleinen Wohlthat im Herzen hat, da überwältigt ihn das Gefühl.

„Babba,“ wendet er sich an den Vater, „die Mutter hat gesagt, du wärst ein ekkige, widerwärtige Kerl.“

Da sieht er, wie die Wut des Vaters Gesicht verzerrt, und nun erkennt er zu spät das Verkehrte seines Handelns.

Der zornige Mann stößt den Spaten in den Boden und eilt auf die Treppe zu. Das Kind ahnt, was das bedeutet, wirft seinen Korb ab und rennt dem Vater nach. Kurz vor der Treppe holt er ihn ein, springt an seiner Seite empor und umklammert mit beiden Händen seinen Arm. Die Füße um-

schließen wie eine Kletterstange des Alten Bein, und die wehgebrochene Kinderstimme wimmert:

„Babba, net, Babba, net! 's gibt wieder Streit zwische euch! Babba, net! 's gibt Streit!“

Und danach erst:

„Babba, lieber Babba, net! Sie schlägt mich!“

Der aufgebrachte Mann schüttelt das Kind ab, hastet in Säßen die Treppe hinab zu der büstenden Frau, knufft der ihm den Rücken Zukehrenden mit der Faust an den Arm und zischt:

„Was hascht du miserabeles Mensch gesagt, du verfluchtes?“

Seine wütenden Blicke bohren in sie, der Atem geht heiß über die Lippen wie die Stichflamme aus dem Mund einer Lötlampe, die geballte Faust zuckt zurück.

Die Frau sagt spöttisch gelassen, indem sie einen Schritt auf ihn zumacht:

„Nur drauf! Na, nur drauf!“

Er packt sie bei der Brust, zerrt sie zu sich her und schleudert sie wider den hölzernen Pumpenstock, an dem die Kleider zum Reinigen aufgehängt sind.

Dann geht er wieder in den Garten.

Hier liegt einer an der Mauer auf den Knien und drückt das Gesicht auf die Brüstung.

Er hat alles gesehen.

Als der Vater oben ist, richtet der Bub sich auf die Knie und wendet seine wehen braunen Blicke auf ihn.

Der Vater sieht ihn an, seine Siedewut ist verköhlt. Er fragt ruhigen Tones

„Gell, jezt haschte Angscht vor deiner nowele Mutter?“

Der Kleine haucht nur:

„Babba, Babba!“

„Allo, komm, du hilffscht mir noch e bißje, daß mer fertig werrn, eh's dunkel werd. Die werd sich hüte, daß se dir was macht!“

Das sagt er nicht, weil er sein Kind schützen will, sondern weil er seine Frau haßt und Anlaß sucht, sie zu knuten.

Franz stellt sich ganz auf und folgt seinem Vater.

„Was soll ich helfe?“

„Hol dir die Mistgawwel un mach den übrige Mist auseinanner. Ich fang aweil omwe an, zu grawe.“

Der Bub geht zitternd in den Hof. Die Mutter steht am Brunnen, feuchtet eine Kompressse, legt sie seitlich von dem Haarnest auf den Hinterkopf, der ihr heftig an den Pumpenstock gefahren war, und bindet noch ein handbreit gefaltetes Tuch darüber.

Franz sieht es und möchte abbitten. Er räuspert sich, aber die Mutter wendet sich nicht um.

Da zieht er die Gabel aus dem Mist, schultert sie und geht wieder in den Garten.

Müde beginnt er seine Arbeit. Sie will ihm nicht recht von der Hand. Die Arme sind ihm wie zerschlagen. Die Hände zittern, die Knie auch. Das Gesicht ist bleich. Zuweilen schaudert es ihm den Rücken hinunter. Dann klappern auch die Zähne.

Nach einer Weile ist er fertig.

„Babba, ich bin so weit!“

„Na, ruh dich e bißje aus! Nachher hilffschte mer Erbse lege.“

Das Kind setzt sich im Schneiderstüb auf den beschlachten Weg. Es starrt vor sich hin. Die Seele versucht emporzuklettern an den Wänden des Schachtes, aufgeführt aus Dualen, Zweifeln, Angst, ungelösten Rätseln und verdurstender Sehnsucht. Es gelingt ihr nicht.

Nur eines hofft die verzweifelte Kindesseele noch. Aber sie kann selbst nicht an einen Erfolg glauben, weil sie sich verachtet fühlt. Der Bub nimmt sich vor, nachher sehr fleißig zu sein, dem Vater zu sagen, was er schon litt und noch leidet und fürchtet, noch leiden zu müssen. Er wird ihn bitten, von jetzt ab doch gut zur Mutter zu sein.

Franz sieht hinüber nach ihm. Er schafft so fleißig. Ein Schweißtröpfchen hängt an seiner Nasenspitze und fällt herab auf die dunkle Erde, die der blinkende Spaten umwirft.

Wenn er ein Stück umgegraben hat, das ungefähr spatenstiellang ist, nimmt er den Rechen und zerhackt die Schollen und Schöllchen. Stoßen die eisernen Zinken an ein Steinchen, so gibt es einen leisen Klang.

Nach einer Viertelstunde ist die Arbeit beendet. Der Vater mißt mit dem am Rechenstiel eingekerbten Maß die Beetbreite ab und schlurft Fuß vor Fuß die Pfädchen ein, zeichnet mit dem Rechenstiel die Gräben vor, in die die Erbsen gelegt werden sollen. Dann furchelt er mit einer kleinen Hacke den einen Graben auf, Franz den anderen, und danach lassen sie die Erbsen hineinrollen.

„Mer hätt se vleicht doch besser e paar Stund in Wasser einweiche solle!“ meint der Vater.

Das Kind ist während der Arbeit ruhiger geworden und antwortet wie ein alter Bauer, indem es nach der untergehenden, in einem roten Dunstkreis schwimmenden Sonne schaut:

„Dch, mach dir kei Gedanke, Babba! Die Sonn zieht Wasser. Da gibt's Rege, un die Erbse keimen auch ohne eingeweicht.“

Unterdessen holt der Vater aus einer Gartenecke gedörntes Reifig. Man muß das Beet damit überdecken, bis die Erbsen daumenhoch aus der Erde gewachsen sind, zum Schutze gegen die Tauben, die die süß keimenden gar gerne fressen.

Als der Mann sich niederbeugt, um das Reifig auszulegen, bückt sich auch das Kind, um die leere Erbsendüte aufzuheben. Da sinkt es ganz auf die Knie, umklammert inbrünstig des Vaters Bein und schluchzt mit zuckendem Munde:

„Babba! Babba!“

Sonst nichts. Es bringt nichts weiter über die Lippen. Aber in seinem Auge weint die Seele: meine Welt bricht zusammen!

Drei Jahre lang hat der Mann Pädagogik studiert und Psychologie, und zwanzig Jahre lang hat er Schule gehalten und Kinder erzogen und Erfahrungen des Lebens sammeln können. Und nun schüttelt er unwillig das Bein, so daß der Kleine es loslassen muß, und sagt voller Widerwille:

„Geh mir weg! Fängst du auch schon an, Theater zu spielen wie das alte Mensch?!“

Für seine grobklogige Seele ist die Affäre längst abgetan. Sie ist schon zum Vergangenen gesunken.

Franz stellt sich auf. In seinem Kopf wirbelt es, wie wenn der Wind abgefallenes Herbstlaub durcheinanderbläst. Er wankt vor, geht wieder zurück. Er weiß nicht, wohin. Sein Vater lebt, seine Mutter ist noch da. Und er ist trotzdem eine Waise. Eine unsagbare Verlassenheit überfällt ihn. Zwei dicke Tränen rollen ihm so ätzend über die Wangen, als seien sie eine giftige Säure. Das bittere Wasser der Tränen fällt auf die Erde. Ihr salziges Weh sichert zerschneidend durch die dornengekrönte Kindesseele.

Der Bub geht in den Hof. Die Mutter sieht vom Küchenfenster aus mit einem bösen Blicke auf ihn. Da wagt er nicht hineinzugehen, nimmt einen Besen, kehrt den verzetzelten Mist zusammen und schippt ihn in die Grube.

Dann erst geht er mit dem Vater, der unterdessen seine Arbeit ebenfalls beendet hat, ins Haus, in die Küche.

(Fortsetzung folgt)

